

# *Arian Fariborz*

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Marokko

vom 05. September bis 14. Oktober 2001

## **Marokkos Berberbewegung – vom zähen Ringen um kulturelle Anerkennung**

Von Arian Fariborz

Marokko, vom 05.09. bis 14.10.2001  
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

# Inhalt

1. Zur Person	196
2. Berber sind überall: ein erster Kontakt in Tanger	196
3. Wer sind die Berber? – ein historischer Exkurs	197
4. „Non à l’arabité du Maroc!“ – Marokkos Berber in Bewegung	199
5. Und immer wieder der 11. September	201
6. Der Islam ist nicht die Lösung! – der laizistische, demokratische und universalistische Anspruch der Berberbewegung	204
7. Der Streit der Intellektuellen – braucht Marokko eine Berberpartei?	205
8. Mohammed VI. und die Berber – Konzessionen und doch kein Königsweg	207

## 1. Zur Person

Arian Fariborz, geboren am 28.02.1969 in Hamburg, studierte Politikwissenschaften und gegenwartsbezogene Orientalistik an der Universität Hamburg sowie an der Cairo University. Nach diversen Praktika u. a. bei der dpa, Radio ffn und bei der Deutschen Welle arbeitete er als freier Mitarbeiter und Nahostkorrespondent für die Berliner Wochenzeitung „Jungle World“. 2000/2001, dann bimediales Volontariat bei der Deutschen Welle in Köln, Berlin und Brüssel. Seit Oktober 2001 Redakteur und Moderator im Funkjournal der Deutschen Welle.

## 2. Berber sind überall: ein erster Kontakt in Tanger

„Venez ici, Monsieur...venez ici...moi, je suis berbère!!!“, höre ich die eindringlichen Rufe hinter meinem Rücken. Wie angewurzelt bleibe ich stehen. Noch bis eben hatte ich mich über die horrenden Preise für einen im Souq von Tanger feilgebotenen Kelim maßlos aufgeregt. Doch plötzlich sind Ärger und Frust über das misslungene Verhandlungsgeschick verflogen. „Was hat der kleine geschäftstüchtige Gauner da eben gesagt?“, schießt es mir durch den Kopf. „Wieso hat er gerade im vollen Brustton der Überzeugung gerufen, dass er Berber sei und überhaupt: wieso weiß der eigentlich, dass ich was mit diesem Thema zu tun habe?!“ Verwirrt drehe ich mich um. Mit einem breiten Lächeln strahlt mich der Basarverkäufer an und winkt mich wieder zurück. Nur zögernd folge ich seinem zweifelhaften Anliegen, denn auf eine neuerliche Verhandlungsrunde will ich mich auf gar keinen Fall mehr einlassen. Flink rückt er vor seinem Laden einen Stuhl heran und gibt mir zu verstehen, dass ich mich setzen soll. Kurz darauf ist auch wieder einer seiner Söhne zur Stelle, um mir auf einem zerbeulten, runden Messingtablett den obligatorischen Tee zu reichen. „Monsieur, ich habe Ihnen doch gleich gesagt, dass 800 Dirham ein sehr guter und fairer Preis ist! Kein Grund so plötzlich davon zu laufen!“ Verlegen ringe ich um Worte und versuche ihm klar zu machen, dass ich weniger an seinem vermeintlich preisgünstigen Teppichangebot, als vielmehr an der Bedeutung seiner lautstarken Bitten interessiert bin, nachdem ich seinen Laden fluchtartig verlassen hatte. „Oh, mon Dieu!“, seufzt er, „Sie scheinen aber noch nicht lange hier in Marokko zu sein?!“ „Nein“, entgegne ich ihm frei heraus, „um genau zu sein, erst seit gestern.“ Kurzes Schweigen. Er mustert mich eindringlich, dann setzt er erneut an. Seine Stimme wirkt nun geradezu feierlich: „Na, dann können Sie natürlich nicht ahnen, dass das, was ich ihnen eben auf der Straße zugerufen habe in Marokko sehr geläufig ist. Man kann das auch mit Ehrlichkeit oder Aufrichtigkeit übersetzen. Sie soll-

ten wissen, dass wir hier alle Berber sind – ob in Tanger, Meknes, Agadir oder Fes!“ Allmählich legt sich mein anfängliches Unbehagen gegenüber dem jungen Basarhändler, der nun ausführlich Geschichten aus seinem Heimatdorf im Atlasgebirge, über sein Elternhaus und über die lebendige berberische Kultur im Süden Marokkos erzählt. Nach stundenlanger, anregender Unterhaltung muss ich ihn dann jedoch neuerlich enttäuschen: Des Feilschens müde geworden, verspreche ich, ein anderes Mal vorbeizukommen, um den Kelim zu erstehen. Er nickt leicht verdrossen, fasst sich aber schnell wieder und entgegnet mir: „In Ordnung, wenn Sie es mit der Ehrlichkeit dann genauso halten wie wir...!“

### 3. Wer sind die Berber? – ein historischer Exkurs

Während meiner sechswöchigen Recherchen in Tanger und Rabat stelle ich fest, dass die Auskünfte des freundlichen Basarhändlers doch nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Um genau zu sein, sogar nur der halben, wenn man den Anteil der Berber an der gesamten marokkanischen Bevölkerung misst: Die Berber – auch Imazighen genannt, was soviel bedeutet, wie freie und noble Leute – stellen heute rund 50 Prozent der 30 Millionen Marokkaner. Weltweit wird ihre Zahl auf 25 Millionen geschätzt. Abgesehen von Marokko, das den größten Berberanteil besitzt, leben Imazighen auch in anderen Maghrebstaaten, wie Algerien, Mauretanien, Libyen, Tunesien; ferner auf den Kanarischen Inseln sowie in den subsaharischen Ländern Niger, Tschad und Mali. Heute konzentrieren sich die Berber vor allem auf sechs große regionale Gruppen: In Marokko sind es die Rif, Braber, Shluh und Soussi, in Algerien die Kabylen und Shawiya. Diese Obergruppen sind in zahlreiche Stämme unterteilt, die im Hoch-Atlas und entlang der Mittelmeerküste leben. Zu den Verwandten der Berber zählen die Einwohner der Sahara-Oasenstädte Touggourt, Ouargla, Ghardaia und Figuig, aus den Gebieten M'zab, Guara sowie die Tuaregs der zentralen und südlichen Sahara.

Obgleich die meisten Berber Marokkos heute Muslime sind, gibt es auch jüdische und christliche Imazighen. Ethnisch sind sie gemischt und über das ganze Land verteilt – vom Rifgebirge im Norden bis zum Atlas und der Wüste im Süden Marokkos.

Die ursprüngliche Herkunft der Berber ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Bereits im Mittelalter haben zahlreiche Chronisten aus dem Orient und Okzident versucht, eine Genealogie der Berber zu erstellen und gelangten dabei zu sehr unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Forschungsergebnissen. Der arabische Philosoph und Historiker Ibn Khaldun schrieb in seiner „Geschichte der Berber“, dass alle Berberstämme orientalischen Ursprungs seien. Er berief sich hierbei auf Berichte anderer arabischer Chronisten.

Demnach sollen die Berber die Kinder von Kana'an, Sohn des Sham, sein. Dieser war König der Philistin und der Berber. Nach dem Tode Goliaths wurden die Berber von den Juden aus Syrien und Palästina vertrieben und siedelten sich in Ägypten an. Im dritten Jahrtausend v. Chr. bildeten die Berber Nordafrikas südlich der Küstengebiete einen losen Zusammenschluss einzelner Königreiche, welche zunächst in den Herrschaftsbereich Karthagos und später des römischen Reichs fiel. Die Berberkönige unterhielten sowohl zu den Karthagern, als auch zu den Römern Freundschaftsabkommen. Der römische Chronist Sallust schrieb über die Berberkriege gegen Rom in „De bello Yurghurta“, dass Hannibals Armee ausschließlich aus Berbern bestand: Mauren, Numidern, Getulen, Libyern und Äthiopiern. Als die Römer zum ersten Mal in Nordafrika landeten, stießen sie dort auf heftigen Widerstand und nannten die Bewohner der Region „Barbaren“ – wovon das Wort Berber abstammt. Und auch die von der arabischen Halbinsel in den Maghreb vorstoßenden muslimischen Eroberer taten sich schwer, die nach Unabhängigkeit strebenden, freiheitsliebenden Berber zu unterwerfen. So berichtete der lange Zeit in Marokko lebende Franziskaner-Mönch und Missionar Ange Koller in seiner „Studie über den Geist der marokkanischen Berber“, dass bereits der Prophet Mohammad militärische Expeditionen in die Grenzgebiete des Byzantinischen Reichs – nach Nordafrika – entsandte. Als seine Pioniere aus dem Gebiet zurückkehrten, berichteten sie dem Propheten von aufsässigen Berbern und einer furchtbaren Kälte, die dort vorherrsche. Daraufhin soll Mohammad ihnen geantwortet haben: „Wenn es dort so kalt ist, wird die Belohnung für Euch umso größer sein. Derjenige von Euch, der es am längsten aushält, an der Grenze zu Monastir (im heutigen Tunesien) zu verweilen, hat das Anrecht darauf, ins Paradies zu gelangen.“ Erst nach mehreren Feldzügen wurden die Berberstämme im siebten Jahrhundert schließlich von den Muslimen unterworfen. Trotz der Eroberung und des islamischen Einflusses gaben die Berber ihre Sprache und Kultur nicht auf. Im Gegenteil: Sie nahmen den islamischen Glauben an, übersetzten den Koran ins Berberische und machten sich die philosophischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der Muslime zunutze. Vom 11. bis 13. Jahrhundert errichteten zwei Berberstämme, die Almoraviden und die Almohaden, bedeutende islamische Reiche, die sich von Nordwestafrika bis Spanien erstreckten.

Auch Jahrhunderte nach der Islamisierung und Arabisierung des Maghrebs konnten die Berber ihre kulturelle Identität und tribale Gesellschaftsform wahren. Vor dem Beginn der französischen Mandatszeit existierte keine zentralistische Staatsmacht, so dass die Kultur der Berber in allen Landesteilen unabhängig voneinander existieren konnte, schreibt Brahim Akhiat, Präsident der Berberorganisation Association Marocaine de recherche et d'échange culturels (AMREC). In der Öffentlichkeit sprach man sowohl berberisch, als

auch arabisch – ob in den Märkten, Koranschulen oder Gerichten des Landes. Erst durch die französische Kolonialmacht erhielt ein neues politisches und administratives System in Marokko Einzug, das die alten Strukturen fast vollständig auflöste. Im modernen, zentralistisch regierten Marokko verdrängte das klassische Arabisch und das Französisch die Berbersprache, das Tamazight, aus allen wichtigen öffentlichen Einrichtungen. Mit der Unabhängigkeit Marokkos wurde die Marginalisierung der Berbersprache von den nachfolgenden arabischen Herrschern weiterverfolgt. Bis heute protestieren die Imazighen Marokkos entschieden gegen die Arabisierungspolitik und verlangen die Anerkennung des Tamazigh als nationale Sprache – eine Sprache, die seit nunmehr 5.000 Jahren in Marokko existiert und welche die Grundlage der berberischen Identität darstellt.

#### 4. „Non à l’arabité du Maroc!“ – Marokkos Berber in Bewegung

„Wir sind keine Araber! Erzählt unsere wahre Geschichte!“, skandierten am vergangenen 1. Mai hunderte aufgebrachte marokkanische Berber in den Straßen Rabats. Seit Jahren war dies eine der größten öffentlichen Demonstrationen des politischen Arms der Berberbewegung. Möglich gemacht hatte die Kundgebung ein Bündnis verschiedenster berberischer Nichtregierungsorganisationen. Und nicht zuletzt auch die schweren Berberunruhen im Nachbarland Algerien. Während des sogenannten „Berberfrühlings“ in der algerischen Kabylei vom vergangenen April, war es dort zu Aufständen gegen die algerische Regierung gekommen, nachdem ein jugendlicher Berber auf einer Polizeiwache erschossen worden war. Daraufhin hielten die Berberproteste wochenlang die algerische Staatsmacht in Atem. Ihren vorläufigen Höhepunkt erreichten die Unruhen mit dem „Marsch auf Algier“, an dem sich tausende algerische Berber beteiligten, um die Anerkennung der Berbersprache in der algerischen Verfassung und um demokratische Grundrechte einzufordern. Ein Ereignis, das auch in Marokko viele Berber dazu ermutigt hat, es ihren algerischen Brüdern gleichzutun, mehr Zivilcourage zu zeigen und gleichfalls für die verfassungsmäßige Anerkennung des Tamazight auf die Straßen zu gehen. Denn auch in Marokko ist bis heute ausschließlich die arabische Sprache in der Verfassung fest verankert. Wütend sind sie, die Aktivisten der landesweit größten Berberorganisation, Tamaynut, die laut auf den Straßen der marokkanischen Hauptstadt ihren Unmut zum Ausdruck bringen. Die Demonstranten sind empört darüber, dass seit der Unabhängigkeit Marokkos 1956 nicht nur das Königshaus, sondern auch die politischen Parteien, durch eine gesellschaftliche Arabisierung in Behörden und Erziehungseinrichtungen des Landes, ihre kulturelle Identität bis heute nicht respektierten. Und dass,

obwohl die Berber im Unabhängigkeitskrieg Seite an Seite mit den marokkanischen Nationalisten gekämpft und den größten Widerstand gegen die französische Kolonialmacht geleistet haben, meint einer ihrer Militanten. In den Geschichtsbüchern des Landes werden nur die arabischen Wurzeln der islamischen Herrscherdynastien Marokkos gepriesen. Die gesellschaftlichen und kulturellen Errungenschaften der Berber finden dagegen keine Erwähnung oder werden als rein folkloristisches Überbleibsel abgestempelt, so die Aktivisten von Tamaynut.

Die Arabisierung sei auch für die gegenwärtig hohe Analphabetenrate verantwortlich, meint ihr Präsident, Hassan id-Balkassem. 56 Prozent der Berber können nicht lesen, weil sie bereits als Kinder mit großen schulischen Problemen zu kämpfen haben, da die Lehrer nur Arabisch sprechen. Tamazight-Sprachunterricht ist sowohl an Grund- als auch weiterführenden Schulen verboten.

Doch mit der Mißachtung ihres zivilisatorischen Erbes durch die politische Führung in Rabat wollen sie sich nicht mehr abfinden. Marokkos Berber sind selbstbewusster geworden. Um in den Straßen der Hauptstadt zu demonstrieren, gehört schon recht viel Mut. Denn nach wie vor zählen in Marokko Demonstrations- und Versammlungsverbote sowie Einschränkungen der Meinungsfreiheit zur traurigen Realität.

Noch vor zwei Jahren wurde ein ähnlicher Protestmarsch in der marokkanischen Hauptstadt aus Gründen der nationalen Sicherheit verboten. Dem früheren Monarchen Hassan II. war die Politisierung der Berberfrage lange Zeit ein Dorn im Auge. Zwischen 1979 und 1989 wurden die verschiedenen Kulturvereinigungen der Berber massiv unterdrückt – weshalb führende Aktivisten der Bewegung diese Zeit der Repression auch als „schwarze Phase“ bezeichnen. Auch in den 90er Jahren änderte sich hieran nur wenig: Zwar durften die immer zahlreicher werdenden Berber-NGOs ihre Arbeit wieder aufnehmen, Restriktionen gegen sie blieben jedoch an der Tagesordnung: Als Symbol berberischer Identität, wurden Publikationen in Tamazight verboten. 1994 verhafteten Sicherheitskräfte vier Mitglieder einer Kulturvereinigung in der westmarokkanischen Stadt Agadir, weil diese einen Kalender in berberischer Sprache herausbrachten. Im selben Jahr wurden ebenfalls in Agadir bei einer Demonstration sieben Grundschullehrer festgenommen und zu einem Jahr Gefängnis sowie einer Strafe von 10.000 Dirham verurteilt. Grund: Sie hatten auf der Kundgebung Spruchbänder in Tamazight mit sich geführt. Erst nach anhaltenden, internationalen Protesten zahlreicher Menschenrechtsorganisationen, wurden die Berberaktivisten schließlich wieder aus der Haft entlassen.

Für weiteren politischen Zündstoff sorgte auch ein Gesetz, das die Vergabe berberischer Namen für Kinder verbietet und ausschließlich arabische und muslimische Namen zulässt. Auch Ortsschilder wurden arabisiert. Nicht ein-

mal eine Übersetzung des Koran in Tamazight darf gedruckt werden. Die Regierung begründete diese Restriktionen damit, dass Arabisch seit langem die vorherrschende Kultur sei. Sie wirft der Berberbewegung vor, sich der „Standardisierung“ zu widersetzen und damit die nationale Einheit Marokkos zu gefährden.

Dennoch symbolisierten die 90er Jahre für die marokkanische Berberbewegung den Übergang von einer „schwarzen“ zu einer „grauen“ Phase: Viele Organisationen begannen in dieser Zeit die zivilgesellschaftliche Blockade im autoritären Marokko allmählich zu überwinden und offener als bisher für ihre Rechte einzutreten. Obwohl ihr politischer Spielraum lange Zeit begrenzt war und die Berber-NGOs bislang nur den Status reiner Kulturvereinigungen inne hatten, gelang es ihnen erstmals 1991 eine gemeinsame politische Charta zu verfassen. Auf der Agadir-Konferenz formulierten sechs führende Berber-Assoziationen ihre politischen Ziele und Forderungen an den marokkanischen Staat: Die Verankerung des Tamazight, neben der arabischen Sprache, in der marokkanischen Verfassung, die Einführung von Tamazight-Sprachunterricht in Schulen und an Universitäten, die Gründung eines Forschungsinstituts für Tamazight-Studien sowie eine grammatikalische Standardisierung der Berbersprache.

Zehn Jahre sind nunmehr seit der Verabschiedung der Agadir-Charta vergangen. Die Forderungen sind bis heute dieselben geblieben. Um mehr darüber zu erfahren, weshalb sich die Bewegung mit ihren Positionen gegenüber dem marokkanischen Königshaus und der Regierung kaum durchsetzen konnte, führte mich meine Recherchereise Anfang September in die Hauptstadt Rabat, dem Sitz der meisten Berber-NGOs, wie Tamaynut, dem Centre Tarik Ibn Ziyad und der Association Marocaine de recherche et d'échange culturels (AMREC).

## **5. Und immer wieder der 11. September**

Rabat – die Stadt, die bereits im 10. Jahrhundert unter den Zennata-Berbern ihren Aufschwung nahm, zählt heute zu einer der modernsten und lebendigsten Metropolen des Maghreb. Großzügige Avenuen, Prunkbauten der Meriniden- und Almohaden-Dynastien prägen hier ebenso das Stadtbild, wie westliche Repräsentationsbauten, Banken und Firmen. Marokkos Hauptstadt gibt sich liberal und weltoffen: Auf dem Boulevard Mohammad V. flanieren Jugendliche in engen Jeans und bunten T-Shirts neben Geschäftsleuten in Anzügen sowie Souq-Verkäufern in Burnus oder Djellabahs – eine angenehme Mischung aus Tradition und Moderne.

Unweit der Kasbah, am Strand von Rabat, derselbe Anblick: Ob in „voller Montur“, Bikini oder in Boxer-Shorts – hier ist alles versammelt, um in den kühlen Fluten des Atlantiks ein Bad zu nehmen und von der Hektik der Großstadt abzuschalten. Aus den Lautsprechern der Strandcafés dröhnt „Radio Méditerranée Internationale“ mit den neusten Hits der algerischen Rai-Pop Idole Khaled oder Cheb Mami. So laut, dass ich mich am Café-Tisch bei einem Glas „whiskey marocaine“ – so wie man hierzulande den Minztee nennt – kaum auf meine Interview-Fragen konzentrieren kann. Es ist Dienstag, der 11. September, ein strahlend sonniger Spätsommernachmittag. Bereits heute Abend will ich mich mit Vertretern verschiedener Organisationen der Berber-Bewegung in Rabat treffen. Eigentlich noch zu früh, denn seit meiner Ankunft in Rabat vor wenigen Tagen habe ich die vielen Eindrücke dieser quirligen Metropole noch nicht völlig verarbeitet. Und auch die Orientierung lässt noch zu wünschen übrig, so dass mir am Abend wohl noch endlose Irrfahrten und zähe Preisverhandlungen mit geschäftstüchtigen Taxi-Fahrern bevorstehen werden.

Doch dazu kommt es schließlich nicht mehr: Denn plötzlich meldet sich eine angespannte Moderatorenstimme aus den knarrenden Lautsprecherboxen und verkündet in knappen Worten die Hiobsbotschaft: In New York habe sich ein schwerer Unfall im World-Trade-Center ereignet. Näheres wisse man zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht, so der Moderator. Dann wieder orientalische Klänge à la Khaled. Erst als das Musikprogramm ein zweites Mal unvermittelt abbricht, werden meine Tischnachbarn und ich hellhörig. Nun heißt es, dass zwei Flugzeuge mitten ins New Yorker Welthandelszentrum gerast seien und ein Terror-Anschlag nicht ausgeschlossen werden könne. Um mich herum entsetzte, ratlose Gesichter. Dann wildes Stimmengewirr. Neben mir verspüren jetzt auch einige Marokkaner den Drang, schnell das Café zu verlassen, Bekannte oder Freunde zu informieren und mehr über die Katastrophe im Fernsehen zu erfahren. Kurzerhand entschlief ich mich, die Verabredung mit den Berber-Aktivisten vom Centre Tarik Ibn Ziyad abzusagen und den Abend im Hotelzimmer vor dem Fernseher zu verbringen.

Bereits wenige Stunden nach der Anschlagsserie in den USA wirkt die sonst um diese Uhrzeit belebte Innenstadt der 500.000 Einwohner-Metropole wie ausgestorben. Die Straßen sind nahezu menschenleer. Bis auf einige versprengte petit taxis, die sich mit knatterndem Motor ihren Weg durchs Zentrum bahnen, herrscht völlige Stille. Der Schock über das Geschehene sitzt tief.

Auch am Tag danach können viele Marokkaner – genau wie ich – immer noch nicht fassen, wie es zu den Flugzeugentführungen und den grauenhaften Suizidanschlägen kommen konnte. Während meiner Projektrecherche in der Bibliothek des Institut Français und der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Rabat komme ich mit jungen muslimischen Studenten ins

Gespräch. Jeder mit dem ich mich unterhalte, bedauert den tragischen Vorfall und wertet diesen nicht nur als einen Anschlag auf die moderne, westliche Zivilisation, sondern auch auf ein tolerantes Verständnis des Islam. Der 11. September würde die ohnehin vorhandenen Gräben zwischen dem Westen und der arabischen Welt nur noch weiter vertiefen, Ressentiments und Hass gegen den Islam schüren und alljene Apologeten Samuel Huntingtons in ihrem Weltbild vom Zusammenstoß der Kulturen einmal mehr bestätigen. In dieser Hinsicht bin ich mit vielen Studenten einer Meinung.

Doch im Verlauf der Diskussionen werden auch andere Stimmen laut: stereotype Argumentationen und Feindbilder, die ich während meines gesamten Marokko-Aufenthalts immer wieder zu hören bekomme: Einige Jungakademiker zeichnen das Bild von der „Rache des kleinen Mannes“ gegen eine Supermacht, die sich als Weltpolizei gebärdet und den Staat Israel unterstützt, der sich weder um UN-Resolutionen, noch um Menschenleben im besetzten Palästina schert. Auffallend ist, dass viele der muslimischen Studenten den Nahostkonflikt und die vermeintlich negative Rolle der USA in ursächlichen Zusammenhang mit den Terroranschlägen vom 11. September bringen. „Die Amerikaner haben die Quittung für ihre jahrzehntelang verfehlte Nahostpolitik erhalten!“, meint Mahmud, Arabistik-Student im fünften Semester. Und sein Kommilitone Ahmed fügt nicht ohne Genugtuung hinzu, dass die Anschläge die Schwäche der militärisch übermächtigen Vereinigten Staaten offenbart hätten und George W. Bush seine Außenpolitik nunmehr gründlich hinterfragen müsste. Je länger das Gespräch anhält, desto stärker habe ich den Eindruck, dass beide Studenten eine Tat zu rechtfertigen oder zu begründen versuchen, die zuvor von ihnen noch als unmenschlich oder unvereinbar mit den Werten des Islams gewertet wurde. Doch damit nicht genug: Plötzlich bringt Mahmud einen neuen Gedanken in die Diskussion – eine Neuauflage der zahlreichen antisemitischen Verschwörungstheorien, mit denen ich bereits vor Jahren in Kairoer Akademikerkreisen konfrontiert wurde: Nicht die radikalen Islamisten, sondern vielmehr die Juden seien für die Anschlagsserie verantwortlich, meint er. Ob ich denn nicht gehört hätte, dass über 4.000 Juden am 11. September auf wundersame Weise im World Trade Center nicht zur Arbeit erschienen, da sie vor dem Anschlag rechtzeitig gewarnt wurden, fragt er süffisant.

Während meiner Marokko-Reise kommen mir die verschiedensten Varianten dieser absurden Geschichte zu Ohren. Eine Verschwörungstheorie, die nicht nur bei religiösen, sondern auch laizistisch-liberalen Intellektuellen die Runde macht. Dagegen überwiegt bei vielen weniger gebildeten Leuten, deren Bekannschaft ich mache, das Gefühl der Betroffenheit und der Ohnmacht. „Entsetzlich, was da passiert ist. Der Islam verbietet die Selbsttötung. Doch es wird immer Leute geben, die die Religion für ihre Zwecke miss-

brauchen“, erzählt mir ein Gemüseverkäufer im Rabater Stadtviertel Agdal. Auch auf meinen zahlreichen Taxi-Fahrten durch die marokkanische Hauptstadt ist der Terroranschlag vom 11. September jedesmal das alles beherrschende Thema. Die meisten Fahrer, mit denen ich ins Gespräch komme, beteuern das friedliche Zusammenleben der Religionen und die Toleranz der Muslime gegenüber Christen und Juden. Die allerwenigsten billigen das Himmelfahrtskommando der radikalen Islamisten vom 11. September oder feiern Ussama Bin Laden gar als eine Art „Robin Hood“ der entrechteten arabischen Massen.

## **6. Der Islam ist nicht die Lösung! – der laizistische, demokratische und universalistische Anspruch der Berberbewegung**

Einen Tag später als geplant, treffe ich am späten Nachmittag dann doch noch einen Berber-Aktivist: Mohammed Mounir. Er arbeitet bereits seit einigen Jahren im Rabater Centre Tarik Ibn Ziyad – einem privaten Recherche- und Forschungszentrum für Akademiker, das sich mit der Geschichte und Kultur Marokkos sowie Nordafrikas beschäftigt. Gleichzeitig ist Mounirs Institut ein Bildungszentrum, wo Sprachinteressierte sowohl arabische Dialekte, Hocharabisch, als auch Tamazight lernen können.

Ich habe mich mit Mohammed in einem Café in der Innenstadt verabredet, das vor allem von marokkanischen Journalisten und Gewerkschaftern häufig frequentiert wird. Nachdem wir uns anfangs über die aktuellen Entwicklungen am Tag nach den Terror-Anschlägen ausgetauscht haben, unterhalten wir uns über das Problem des Islamismus in der arabischen Welt. Vorsichtig frage ich Mohammed nach dem Verhältnis der Berberorganisationen zur islamischen Bewegung: ob Anhänger des politischen Islams und Berberaktivisten keine gemeinsamen Strategien im Umgang mit dem marokkanischen Staat entwickelt hätten. Denn schließlich ist laut marokkanischer Verfassung die Gründung politischer Parteien sowohl aus ethnischen als auch aus religiösen Gründen verboten. Ich hatte zuvor erfahren, dass einige Berberorganisationen seit Jahren die Gründung einer politischen Partei favorisieren. Mohammed Mounir lacht und verneint meine Frage. Mit islamistischen Organisationen, wie der al-Adl wa-l Ihsan (Gerechtigkeit und Wohlstand) von Sheikh Yassine, würde man nicht kooperieren. Die politischen und religiösen Differenzen seien zu groß. Die marokkanische Berberbewegung sieht sich als laizistische, progressive und demokratische Kraft, sagt Mohammed. Natürlich würden sich die Islamisten manchmal bestimmter politischer Kampagnen der Berber bedienen, um ihre Unzufriedenheit gegenüber dem Königshaus und der Regierung noch stärker zum Ausdruck zu bringen, meint er und zeigt mir

eine Ausgabe der islamistischen Wochenzeitung al-'Asr. Sowohl auf dem Titelblatt, als auch auf den drei nachfolgenden Seiten widmet sich die Zeitung ausführlich der berberischen Protestbewegung und den zahlreichen nicht-staatlichen Initiativen zur Förderung von Tamazight in privaten Bildungseinrichtungen. In den Artikeln führt der Autor wohlweislich den islamischen Charakter der Bewegung ins Feld. „Schön, dass sich die Islamisten nun auch der Berbersache annehmen“, sagt Mohammed und kann sich dabei ein Grinsen nicht verkneifen, „aber der Islam ist nicht die Lösung – weder für unseren Kampf um kulturelle und politische Anerkennung, noch um eine Zivilgesellschaft unter demokratischen Vorzeichen in Marokko aufzubauen. Bei ihrem Kampf gegen die Regierung glauben sie, einen nützlichen Partner gefunden zu haben – nach dem Motto: „Der Feind meines Feindes ist mein Freund!“. Doch diese Rechnung geht für sie nicht auf!“, meint Mohammed nicht ohne Genugtuung.

Der strikt antiislamistische Charakter der marokkanischen Berberbewegung wird mir bei meinen darauf folgenden Gesprächen von Kadern anderer Berber-NGOs bestätigt. Man ist sich einig, dass der politische Islam nicht mit dem politischen und kulturellen Selbstverständnis der Imazighen vereinbar ist.

## **7. Der Streit der Intellektuellen – braucht Marokko eine Berberpartei?**

Geteilter Meinung ist man hingegen, welche politischen Konzepte die erfolgversprechendsten sind, um den Druck auf die Regierung in Rabat zu erhöhen. Im Mittelpunkt dieser Strategiediskussion steht das Für und Wider einer Parteigründung. Der Präsident des Congrès mondiale Amazigh, Rachid Raha, zählt zu den erklärten Befürwortern einer marokkanischen Berberpartei. Das Beispiel Algerien, wo zwei Berberparteien aktiv sind, mache deutlich, wie Widerstandspotentiale am effizientesten genutzt und gebündelt werden können. Der „Marsch auf Algier“ vom vergangenen Frühjahr habe seine Wirkung bei den Herrschenden nicht verfehlt – dank der intensiven Organisationsarbeit der beiden Berberparteien Rassemblement pour la culture berbère (RCB) und der Front des forces socialistes (FFS), erklärt mir Rachid Raha. Als Folge der Proteste ist Algeriens Ministerpräsident Ali Benflis mittlerweile auf die Hauptforderungen der Berber eingegangen: Tamazight soll in Algerien als zweite Amtssprache eingeführt werden. Die Verfassung des Landes werde dementsprechend geändert. Außerdem wurde den über Diskriminierung, Behördenwillkür und Gewalt klagenden Berbern eine finanzielle Entschädigung versprochen.

Rachid Raha glaubt, dass es für derartige Konzessionen dagegen in Marokko noch ein weiter Weg ist. Er begründet dies damit, dass die histori-

schen, gesellschaftlichen und geographischen Gegebenheiten in Marokko andere seien, als im Nachbarland Algerien. Marokkos Berberbewegung sei äußerst heterogen, meint Raha. Gleichzeitig beklagt er: „Es gibt hier eine ganze Bandbreite von Berberorganisationen, die sich zum Teil nicht einmal untereinander kennen, geschweige denn, dass die berberische Bevölkerung jemals etwas von ihnen gehört hätte“. Darüber hinaus sei diese uneinheitliche Bewegung während der 90er Jahre nur von hoch gebildeten Kadern angeführt worden, wohingegen die meisten wenig gebildeten Berber bei den politischen Debatten oft außen vor blieben. Dies erkläre auch die momentane Schwäche der berberischen Protestbewegung. Im Gegensatz zur algerischen Bewegung sei man in Marokko noch dabei, die politische Bewusstseinsbildung in der berberischen Zivilbevölkerung voranzutreiben. Und diese Aufgabe könne nur ein landesweit koordinierendes Parteiengremium schaffen, so Raha. Auf meinen Einwand, dass die Gründung einer Partei laut marokkanischer Verfassung aus ethnischen Gründen verboten ist, antwortet Raha gelassen: „Das ist zwar richtig, aber während des Unabhängigkeitskriegs gegen Frankreich bestand die marokkanische Befreiungsarmee, aus der dann später eine Partei hervorgegangen ist, zum größten Teil aus Berbern. Somit repräsentierte sie nicht nur ein nationales, sondern auch ein ethnisches Projekt.“ Raha argumentiert, dass die Imazighen eine Partei gründen müssen, die sich als nationales Unternehmen und politische Plattform der Berber definiert und somit zur demokratischen Transition Marokkos beitragen kann.

Doch längst nicht alle Berber-NGOs teilen die Auffassung Rahas. Nach meinem Gespräch mit ihm, treffe ich in den darauffolgenden Tagen in Rabat führende Vertreter der größten und militantesten Berberorganisation – Tamaynut. Ahmed Arehmouch ist Anwalt und Mitglied des Zentralbüros von Tamaynut. Er erklärt mir, dass es aufgrund der gegenwärtigen Heterogenität der marokkanischen Berberbewegung unmöglich sei, alle verschiedenen Positionen der vielen Berbervereinigungen in Einklang zu bringen. Nicht alle Berberaktivisten verfolgen die gleiche Politik, so dass es schwierig sei, selbst in der Berberfrage den kleinsten gemeinsamen Nenner zu finden, meint der Anwalt. Gleichzeitig räumt er ein, dass sich die Kader der Bewegung verstärkt die Frage nach einer gemeinsamen politischen Strategie für die Zukunft stellen müssten, denn den Forderungen der Imazighen habe das Königshaus und die Zentralregierung in Rabat auch nach über 40 Jahren nicht entsprochen.

Vieles sei zwar nach der Verabschiedung der Agadir-Charta schon erreicht worden. 1995 habe der frühere Monarch Hassan II. auf die Appelle der Berber reagiert und in einer seiner Thronreden angekündigt, dass in den Schul-Lehrplänen künftig auch die Berberdialekte berücksichtigt und unterrichtet werden sollten. Ankündigungen, die jedoch bis heute keine gesetzliche Gültigkeit erlangten. Trotzdem habe die Bewegung vor allem in den letzten Jah-

ren beachtliche Fortschritte gemacht, so Arehmouch. Im vergangenen Jahr hatten rund 200 bis 300 berberische Universitätslehrer, Geschäftsleute, Schriftsteller und Künstler das sogenannte Berbermanifest unterzeichnet. Nach den gescheiterten Versuchen, einen Dachverband der über 200 berberischen Kulturvereine zu initiieren, sollte das Berbermanifest eine Plattform für nationale Zusammenarbeit werden.

Das Papier, das die kulturelle, sprachliche und soziale Gleichstellung der Imazighen beinhaltet, deckt sich im wesentlichen mit den Beschlüssen der Agadir-Konferenz vor zehn Jahren. Neben den Forderungen nach Anerkennung des Tamazight als nationale Sprache – und nicht nur als landestypischer Dialekt – sowie dem Unterricht der Berbersprache an Schulen, erheben die Unterzeichner des Manifestes erstmals auch den Anspruch auf einen offiziellen berberischen Fernsehsender. Denn nach wie vor fristet die Berbersprache in den marokkanischen Medien ein Schattendasein. Die beiden marokkanischen Kanäle 2M und RTM senden überwiegend in arabischer und französischer Sprache. Nur fünf bis zehn Minuten lang täglich können die Berber Nachrichten in ihrer Sprache auf RTM verfolgen. Die Nachfrage nach einem Fernsehsender, der auf Tamazight sendet, ist groß. In Paris existiert bereits seit Anfang 2001 ein solcher Kanal – BRTV. Dieser von Berbern aus der Kabylei betriebene Privatsender mit rund 2.000 Abonnenten, ist in Marokko jedoch nur sehr schlecht zu empfangen. In Marokkos Wirtschaftsmetropole Casablanca hatten berberische Geschäftsleute und Journalisten bereits mehrere Male Anträge beim Ministerium für Kommunikation auf Zulassung eines berberischen Privatsenders in ihrem Land gestellt. Ihr Gesuch stieß bei den Staatsbeamten jedoch bislang auf taube Ohren.

## **8. Mohammed VI. und die Berber – Konzessionen und doch kein Königsweg**

Doch der jahrzehntelange Kampf der marokkanischen Berberbewegung um kulturelle Anerkennung hat seine Wirkung bei der sozialistischen Regierung und dem Königshaus nicht verfehlt. Nicht zuletzt auch deshalb, weil die Machthaber in Rabat nach dem „Berberfrühling“ in Algerien auch eine zunehmende Politisierung der marokkanischen Berber befürchteten. Bereits kurze Zeit nach dem Tod Hassan II. eröffnete sein Nachfolger Mohammad VI., in seiner Rede anlässlich des zweiten Jahrestages seiner Thronbesteigung, die Gründung eines Königlichen Instituts für Amazigh-Kultur. In seiner Ansprache vom vergangenen Juli räumte der junge Monarch ein, dass die Berberkultur einen wichtigen Bestandteil des nationalen Erbes repräsentiere. Das Institut am Hofe des Königs habe daher die Aufgabe, die „Säulen der

Identität unserer Vorfahren zu stärken“, so der Monarch. Das Institut soll künftig die Integration der Berbersprache im Bildungswesen, in Zusammenarbeit mit Nichtregierungsorganisationen und Ministerien, vorbereiten und überwachen. Mit diesen Aufgaben sind im Institut Royal de la Culture Amazigh (Ircam) nicht nur Regierungsvertreter, sondern auch berberische Sprachwissenschaftler, Universitätsdozenten und Literaten betraut. Dem Vorsitz soll sogar der als „grand père“ der Berberbewegung bekannte Verfasser des Berbermanifests, Mohammed Chaufiq, angehören.

Mit der Gründung des Instituts erfüllt Mohammed VI. eine der wichtigsten Forderungen der Berber. Die Ankündigung des Monarchen stieß denn auch bei den meisten berberischen Kulturvereinigungen auf ein positives Echo. Doch ist damit der jahrzehntelange Konflikt wirklich vollständig ausgeräumt? Und vor allem: Ist die jüngste Initiative des Monarchen nicht doch nur ein geschickter Schachzug, um der gegenwärtig politisch aktiven Berberbewegung Marokkos vorübergehend den „Wind aus den Segeln“ zu nehmen? Fragen, die ich während meines Aufenthaltes auch einigen Regierungsvertretern stelle.

Der Minister für Kultur und Kommunikation, Mohammed Achaari, reagiert gelassen auf meine Fragen: „Die Wahl des Königs war sehr gut überlegt“, sagt Achaari, „denn es geht nicht darum, aus der Berberfrage ein politisches Thema zu machen. Vielmehr sollte ein nationaler Konsens angestrebt werden, der die Berberkultur und Sprache erfasst und ihr historisch und zeitgenössisch gerecht wird. Das königliche Institut ist dafür mit Sicherheit die passende Institution.“ Ausdrücklich lobt der Minister den pluralistischen Charakter des Instituts. Es sei ein Forum des Dialogs der verschiedenen Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen, ein Bildungs- und Recherchezentrum, das sich gleichermaßen an Experten und interessierte Laien richtet. Doch meine Fragen, ob mit dem Institut Royal de la Culture Amazigh auch der Weg für die Erarbeitung eines Curriculum für Tamazight an Bildungseinrichtungen des Landes geebnet wird, lässt der Minister unbeantwortet.

Auch einige Berberaktivisten, wie Brahim Akhiat, Präsident der Association marocaine de recherche et d'échange culturel (AMREC), zweifeln daran, ob es der König – trotz seiner guten Vorsätze, den Imazighen mehr Rechte einzuräumen – auch wirklich ernst meint, mit seinen Konzessionen. „Schließlich geht es nicht so sehr darum, die Berberkultur durch neue Einrichtungen anzuerkennen. Vielmehr müsste die Berbersprache in den alten Institutionen – ob in Krankenhäusern, Verwaltungen oder Gerichten – Einzug erhalten“, meint Akhiat. „Stellen Sie sich einmal vor, Sie müssten als Staatsbürger ihres Landes während einer Gerichtsverhandlung einen Dolmetscher beauftragen, weil die Justiz nicht dazu bereit ist, das Verfahren in Ihrer Landessprache zu führen!“, beschwert sich der AMREC-Präsident. Berber, die kein Arabisch sprechen, fühlen sich so wie Fremde im eigenen Land. Noch, denn

auch in dieser Hinsicht verspricht Mohammed VI. nun Abhilfe, obgleich dieser Schritt keinen Königsweg bedeutet. Künftig sollen die Justizbehörden für die nicht arabischsprechenden Landsleute Übersetzer anheuern und diese bezahlen – vielleicht hat dabei ja der junge Monarch den Rat seiner Mutter Lalla Latifa befolgt, sie ist die Tochter eines der bekanntesten berberischen Nationalisten und Stammesführers in Marokko.